



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 42.

Sonntag, den 15. Oktober 1916.

Erscheint wöchentlich.

Sieg und Technik.

Von Eberhard Jähmeier.*

Der Sinn aller Technik ist: Macht des Geistes über die Materie, Befreiung des Willens aus den Fesseln des Zufalls. Frei bin ich, wenn ich tun kann, was ich will, wenn ich Möglichkeiten, Wege zur Erreichung meiner Absichten habe und über sie verfügen kann. Die Freiheit aber ergibt sich von der Natur nicht geschenkt, ich muß sie erringen: Wer diesen Gedanken nicht begriffen hat, versteht nichts von der Technik. Der innerste Grund alles Erfindens und aller technischen Arbeit ist nichts anderes als die Idee der materiellen Freiheit, der Macht über die Natur. Wille zur Beherrschung der Natur ist nicht allein das natürliche Recht, sondern die höchste Pflicht aller schöpferisch begabten Wesen. Der Wille zu dieser Macht ist ein ebenso ewiges Gesetz als der Wille zur Wahrheit, der Wille zur Schönheit und der Wille zum Recht. Macht ist einer der Urworte, zu dessen Erreichung das Leben gelebt wird.

Es ist der Krieg, der auch dem verlotterten Gegner der technischen Entwicklung die ganze Größe jener ewigen Idee des aufstrebenden Lebens in grellem Lichte zeigt. Blutig hat sich die Geistesfreiheit über den wahren Feind unserer Väter: „Wille zur Macht!“ Kräftig steigt es empor in den Gebieten des seiner Erlösung harrenden, von neidischen Feinden umzingelten Volkes: „Wille zur Macht!“ Wille zur Freiheit, Freiheit des Handels, Freiheit des Schaffens, Freiheit der Entfaltung, Freiheit des Rechts! — Was aber schafft diese Freiheit?

Göttliche Kraft allein wäre ohnmächtig. Ohnmächtig würden Heldentaten ihr Todesopfer dem Vaterlande bringen, in ohnmächtiger Not müßte der stärkste Wille zur Aufopferung von Gut und Leben verfallen, wenn sich nicht jener bewunderungsmwürdigen göttlichen Stärke der Kämpfer nicht die Kraft einer Idee gepaart fände, an deren Verwirklichung tausend Erfindergehirne, überausende Hände in harter Arbeit sich abmühen, um Werkzeuge zu schaffen, die uns zu jenen jener hohen barbarischen Mächte machen, deren Ziel die Vernichtung des Feindes, deutscher Kultur, die Vernichtung der Macht des deutschen Geistes war und ist.

Macht ohne Recht ist kein Recht: Geist ohne Macht ist lässliches Träumen. Kunst führt nur im Schutze der Macht, darum führt der Geist zur Macht zu gelangen. Nicht, daß wir die ersten wären, die den Willen zur Freiheit über die Materie, die Technik schufen. D nein! Gewaltige Leistungen und höchste Leistung bis ins graue Altertum hinein zogen uns flüchtigen und mittelalterlichen Ingenieure. Wie könnte es anders sein, wenn Technik der Ausdruck eines ewigen Gesetzes des Lebens überhaupt, eine notwendige Seite alles Kulturfortschritts ist? Uns kommt nur klar zum Bewußtsein, was denn eigentlich der Sinn des geistigen Lebens und Strebens in der vollen Bedeutung des Wortes ist: die Tatsachen bringen es uns zur deutlichen Erkenntnis: Von Anfang an war auch der Wille zur Macht gepaart mit dem Willen zur Wahrheit, dem Willen zur Schönheit und Gerechtigkeit. In dieser Harmonie liegt das letzte Wesen der Kultur.

Darum verflamme endlich das Dogma einer veralteten unzulänglichen Kulturphilosophie, die in der „technischen Entwicklung“ der Menschheit eine Gefahr für das geistige Leben, eine Gefahr für die Seele sieht. „Ist Seele nicht ebensosehr Wille als Gefühl? Und nicht nicht der Wächtige die ganze Kraft seiner ganzen Seele — das Göttliche — in sich, indem er seiner Macht die Richtung gibt, die der Geist in höchster Vollkommenheit ihm zum Ziele setzt? Nur ein elender Schwächling kann heute noch meinen, Kultur sei nur möglich, wenn weniger Technik gemacht werde! Diejenigen Leute, die uns Techniker von oben betrachten möchten, sind es, denen ein fauler Friede mit Hungertod und philosophischen Studien in der armenigen Dachkammer, ein Friede mit mittelalterlicher Bescheidenheit und gottgefälliger Frömmigkeit in der Mönchsstube, mit Armut und Erdarmut lebender Handarbeit in irdischer Anstreiferei lieber wäre als ein blühender, aber mächtiger Sieg.

Sieger Krieg, wie alle Kriege, ist ein Kampf des sittlichen Willens und ein Austrag der durch jahrelange Mühe errungenen technischen Machtmittel. Wer im Frieden faul war, unterliegt im Krieg — er mag noch so heldenhafte Streiter ins Feld schicken. Eben deshalb zweifelt kein Deutscher und kein Feind des Deutschen an unserem Siege. Er wird ein Sieg der Pflicht und ein Sieg der besten Technik sein. Deutschlands Geist — sein neuer, mit dem Willen zur Macht auf die Bahnen der Welt tretender Geist — wird lautes Rüstwort, trübes Rüstwort, asiatische Niedrigkeit und Barbarei niederzwingen. Dieser Glaube greifen wir nicht aus der Luft. Wir haben volles Recht an unserem Sieg zu glauben, aber mehr als das: Wir wissen, daß wir siegen müssen, denn es ist ein ewiges Gesetz, daß derjenige Sieger bleibt im ewigen Kampfe des Lebens gegen Natur und niedrigeren Leben, der den höchsten Willen dazu hat. Den aber haben wir in unserer Technik. Nicht jetzt erst, — das wäre ebenso spät, wie unsere Feinde zu spät kommen! — Wir haben die Macht, weil wir den Geist der Macht — den technischen Geist — längst in Fleisch und Blut besitzen. Eben deshalb dürfen wir sagen — mag es auch annehmend klingen —: Dieser Geist beweist uns, daß wir siegen müssen.

Waffen und Wunden im Weltkriege.

Flanderei von Fritz Egon Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Die mannigfachen Beobachtungen, die wir während des Krieges bisher anstellen konnten, die reichen Erfahrungen, welche sich auf den verschiedensten Schauplätzen des Feldzuges sammeln ließen, ermöglichen schon heute ein Urteil darüber, was Waffen und Wunden bei unseren Feinden besagen wollen.

Wie zu den ältesten Zeiten des Paläolithen auf der Erde, sehen wir heute, wie menschlicher Erfindungsgeist Angriffs- und Schutzwaffen höchst zweckmäßiger Art anzufertigen weiß und wie die Wunden, die wir zu beklagen haben, in einem eigentümlichen Verhältnis zu den Kriegsmitteln stehen.

Wenden wir uns den einzelnen militärischen Sondergebieten zu, so darf, wie jeder Tag an der Somme und vor Verdun aufs neue lehrt, die Artillerie erhöhte Beachtung beanfordern. Während in der ersten Zeit des Krieges die verblüffenden Erfolge der Belagerungsartillerie Ueberrückung hervorriefen, hat der weitere Verlauf des Feldzuges gezeigt, daß wir auch durch das Material, das in der Feldschlacht entscheidend ist, eine Auswirkung ersten Grades besitzen. Unsere Gegner mußten anerkennen, daß wir ihnen an schwerer Artillerie mit Spannung durchaus überlegen waren; und erst die außergewöhnlichen Anstrengungen Englands, mit Hilfe der amerikanischen Lieferungen, haben die Lage einigermaßen zugunsten der Feinde verbessert. Die deutsche schwere Feldhaubitze (Kaliber 15 Zentimeter), der Mörser (21 Zentimeter) und eine weittragende Flachfeuerkanone (10 Zentimeter) erzielten und erzielen tagtäglich Wirkungen, die allen artilleristischen Erwartungen entsprechen. Besonderen Eindruck hat auf die Feinde die große Schußweite und der ungenauere Schußbereich der schweren Feldhaubitze gemacht. Die von einer derartigen Kanone geschleuderte Granate bedreht bei der Explosion mit ihren zahlreichen Sprengstücken einen sehr großen Raum, daß sie unter entsprechenden Umständen eine ganze französische Feldartillerie vor 12 Geschützen in kurzer Zeit außer Gefecht setzt. Mit einem einzigen Schuß der 15-Zentimeter-Granate können 80 bis 100 Soldaten getötet werden.

Der alte Kampf zwischen Wirkung und Beweglichkeit, den die Waffentechnik seit jeher kennt, hat in der modernen Artillerie einen unerwartet günstigen Ausgang genommen. Es ist in der Tat gelungen, die Geschöpfung infolge Vergrößerung des Kalibers und Verwendung außerordentlich wirksamer Explosivstoffe auf eine früher ungeahnte Höhe zu bringen und dabei gleichzeitig alle Anforderungen zu erfüllen, die man an die Beweglichkeit des Geschützes stellen kann. So ist z. B. der mit Rohrgürteln ausgerüstete Mörser trotz seines großen Gewichtes selbst auf weichen Boden hervorragend beweglich. Seine 21-Zentimeter-Geschosse sind speziell zum Betampfen von selbstmäßig hergestellten Deckungen und Betonzielen bestimmt. Die geschleuderte Granate besitzt einen furchtbaren, hergestellten Zünder, der so angeordnet werden kann, daß die Granate entweder sofort beim Auftreffen oder erst dann explodiert, wenn sie die Deckung (Zitron, Mauerwerk, Erdbreich) bis zu einer bestimmten Tiefe durchschlägt hat. Man hat seinerzeit speziell bei den belgischen Festungen mit solchen Granaten der Mörser sowie auch der schweren Feldhaubitzen große Erfolge erzielt. Bemerkenswert ist noch, daß die 10-Zentimeter-Kanone, unter anderem auch zur Betämpfung von Luftzielen verwendet wird und sich mit ihren Schrapnells vorzüglich zum Herunterholen feindlicher Flugzeuge bewährt hat.

Neben diesen Geschützen der schweren Artillerie, die Vernichtungsmittel ersten Ranges darstellen, ist die Hauptmasse der Feldartillerie die „Feldkanone 96 neuer Art“ und die leichte Feldhaubitze (500 Kugel-Schrapnells) zu nennen, die beide gegen lebende, bewegliche Ziele verwendet werden. Sie verfügen über eine Gesamtschussweite von 6—8000 Metern und sind, zumal in größeren Batterien vereinigt, Angriffswaffen, wie sie gleich fürchterlich kein früherer Zeitraum der Kriegsgeschichte gesehen hat.

Die Wirkung des einfachen Infanteriegewehrs könnte, verglichen mit diesen gewaltigen Vernichtungsmitteln der Artillerie, auf den ersten Anblick unterschätzt werden. Sie behält aber dennoch infolge der großen Zahl der Schüsse ihre volle Bedeutung. Seitdem die Infanterie Mantelgeschosse mit langen und raschen Flugbahn in verwendet, kann eine einzige Kugel zahlreiche Leute gleichzeitig und gefährlich verwunden. hat doch die S-Batterie unseres deutsch-Infanteriegewehrs (Modell 98) eine solche Durchschlagskraft, daß sie noch in 1800 Metern Entfernung eine Platte von 10 Zentimeter Dicke aus trockenem Kiefernholz glatt durchbohrt. Dabei hat das Geschöß eine Range, daß der Scheitel seiner Flugbahn noch in 6—700 Meter Entfernung die Höhe der durchschnittlichen Mannesgröße einnimmt.

Als neue Waffen sind in diesem Kriege mit großem Erfolge Handgranaten,minen- und Flammenerfer sowie Fliegerbomben mit Explosiv- und Brandstoffen der mannigfaltigsten Art verwendet worden. Die Verwendung von ganzen Batterien Maschinengewehren, sobald der Gebrauch von ganzen Cafen in Granaten oder ganzen Rauchwolken hat mit dazu beigetragen, die Kämpfe blutig und grauam zu gestalten.

Man fragt sich mit Schauder, welche Zerkürungen an Verd und Leben alle diese Vernichtungsmittel bewirken müssen, obgleich andererseits ja auch die Möglichkeiten vermehrt worden sind, sich in geeigneten Deckungen gegen ihre Gewalt zu schützen.

Hier darf bemerkt werden, daß einerseits die durch moderne Geschosse verursachten Wunden durchschnittlich nicht schlimmer sind als diejenigen in früheren Epochen, daß jedoch andererseits die großen Fortschritte des Sanitätswesens die Rettung von weit mehr Verwundeten als früher verbürgen. Als besonders gefährlich haben sich, abgesehen von den schweren Wunden durch große Granatplitter, die durch Schrapnell-tügel verursachten Verletzungen erwiesen. Sie sind deshalb sehr schmerzhaft, weil sie selbst harte Körperpartien zerplittern und Weichteile in weitem Umfange zerschneiden. Schüsse durch Infanteriegewehre, selbst Lungenschüsse und solche in der Herzgegend haben sich als durchaus heilbar erwiesen. Die modernen feintaldrigen Geschosse verursachen nämlich meistens einen sehr engen Schußkanal, der sich infolge der Elastizität der Gewebe sofort automatisch wieder schließt. Durch diesen Umstand wird auch die Gefahr der Verblutung in diesen Fällen verringert. Wie in den Balkankriegen und im russisch-japanischen Feldzuge werden durch die modernen Kampfweise aus Deckungen heraus zu schießen, viele Kopfschüsse beobachtet. Nach den statistischen Untersuchungen des französischen Militärarztes Delorme tritt bei diesen Verwundungen in 59 von 100 Fällen der Tod augenblicklich ein.

Als Hauptfortschritt in der Behandlung der Wunden bezeichnen gegenwärtig hervorragende Kliniker die allgemeine Anwendung leichter chirurgischer Eingriffe und den durchgreifenden Schutz gegen Wundinfektion und die aus ihr entstehenden Krankheiten. Ist das Geschöß im Körper nicht ganz leicht zu entfernen, so läßt man es einheilen; Amputationen werden nur in ganz unermeidlichen Fällen vorgenommen. Behandlung und Transport der Verwundeten geschieht in durchaus zweckmäßiger und humaner Weise. Hier bietet ein ausgezeichnetes geschultes Sanitätspersonal heute wie am ersten Tage des Feldzuges alles auf, um den Verwundeten ihre Leiden zu erleichtern und ihnen jede, nur denkbare Pflege angedeihen zu lassen. Und dieser Umstand mag uns darüber trösten, daß der jeztige Weltkrieg so furchtbare Waffen führt und so schwere Wunden schlägt.

Die Riste mit dem gelben Stern.

Von Erwin Weiß.

Auf dem Hopfenmarkt, vor der altberühmten Nikolaikirche traf ich ihn nach vielen Jahren wieder. Er hatte sich verändert, der Doktor der Medizin Edgar Schröder, dem ich zum letztenmal die Hand gedrückt hatte, wie er als Schiffsrat an Bord der „Aurora“ den Hamburger Hafen verließ, um nach Hongkong zu fahren. Er hatte sich sogar sehr verändert. Der lange blonde Vollbart war von grauen Fäden durchzogen, die hohe Gestalt wie von einer unsichtbaren Last gebeugt und wägrig bildete die ehemals so frischen Augen hinter einer schwarzen Brille hervor.

„Wollen mal zummal“ nen lüthen Köhm nehmen, mien allen Jung“ sagte er zu mir, so ungeromemell als mir möglich. Alles Umständliche, Färgige hatte er schon geholt, als wir noch zusammen ins Johanneum gegangen waren. Wir schritten durch die enge Reimerstiege, deren Gebäude so hoch und düster und unheimlich sind, an die Wärgen hinaus. In dem von Mauern eingefassten Fleet zu unseren Füßen plätscherten einige Ewerboote im Kleinwasser kleiner Dampfer, und aus dem mächtigen Lagerhaus, in dem Jürgensen Bedberden und Konforten ihre unermesslichen Vorräte von Bananen und Apfelsinen aufgestapelt haben, drang schon heller Lichtschein. Wie entlaubte Bäume ragten die Masten der Segler im Hintergrunde empor und von Zeit zu Zeit erscholl das Sirenengeheul der im Freihafen treuzenden Zollkutter an unser Ohr.

Vor einem dunklen, heftigen, spigiebeligen Haus blieben wir stehen. „Wirtschaft von Klaus Wärgen“ stand in plumpen roten Buchstaben neben der Treppe, die in das Lokal hinab führte. Größen und Rufen, Labatsqualm und Gesang erfüllten den Raum. Der Wirtschaftsbefizher kam dienernd herbei. Auf einen fragenden Blick Schröders sagte er: „Die kleine Stube ist frei, Herr Doktor.“ Bald standen zwei Flaschen Port vor uns. Wir leerten die Gläser.

Der Wein war gut. Woher er kam? Ob er geschmuggelt war? Was kümmerte das uns! Schmeigend sogen wir an den schmeren schwarzen Zigarren und blühten gebankantvoll dem klauen Rauch nach, der sich um das altertümlich gefornete Segelgeschiffmodell schlang, das von der Decke herabhing und als Leuchter diente.

„Hast wohl Urlaub genommen und siehst dich zwischen einer Fahrt von Bombay nach Hamburg und von Hamburg nach Sidney dein altes Geburtsnest an?“

Doktor Schröder hob das Haupt und sah mich einen Augenblick lang aus seinen wasserblauen Augen fest an. „Du bist nicht mehr bei der Gesellschaft?“

„Nicht mehr bei der Gesellschaft? Du nicht mehr auf dem Meer? Auf dem Meer, der dich schon als Gymnasialist so magisch anzog, daß du einmal sagtest, daß du dir lieber eine Kugel durch den Kopf schößest, als daß du auf die See verziehst?“

Wieder sah mich Schröder eigentümlich an: „Es gibt Verhältnisse, weißt du, Dinge, die uns aus unserer Linie hinaus-schleudern. Wie ein Sturmpass fliegt man raus und liegt

* Aus dem neuesten Heft der Tat (Eugen Diederichs, Jena). Der Verfasser, der ein prägnantes Buch über die Philosophie der Technik (ebenfalls bei Diederichs) veröffentlicht hat, ist selbst ein tüchtender Fachmann. D. Schmitt.

